

Mitteilungen der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft Nr. 36 (2017)

Dieter Janz 20. April 1920 – 25. Dezember 2016

Die hier zusammengestellte Würdigung für den Gründungsvorsitzenden und das Ehrenmitglied der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft, den Berliner Neurologen und Epileptologen Dieter Janz, versammelt zunächst die Nachfolger im Amt des Vorsitzenden: mit Peter Hahn den ehemaligen Direktor der Abteilung für Allgemeine Klinische und Psychosomatische Medizin an der Medizinischen Klinik der Universität Heidelberg, mit Hans Stoffels den ehemaligen Chefarzt der Park-Klinik Sophie Charlotte Berlin (zuvor Leiter der Abteilung für Psychiatrie an der Schloßpark-Klinik) und mit Heinz Schott den ehemaligen Direktor des Medizinhistorischen Institutes der Universität Bonn. Hinzu kommt aus dem Beirat der Gesellschaft mit Bernhard Neundörfer der ehemalige Direktor der Neurologischen Klinik an der Universität Erlangen-Nürnberg und zugleich ein Student und früherer Schüler von Dieter Janz in der Heidelberger Neurologischen Klinik unter der Leitung von Paul Vogel, einem engen Mitarbeiter Viktor von Weizsäckers. Mit dem ehemaligen Direktor der Psychiatrischen Klinik der Universität Kyoto, Bin Kimura, konnte ein über viele Jahrzehnte mit Dieter Janz verbundener Weggefährte gewonnen werden, dem nicht nur die Rezeption der Janzschen Epilepsielehre in Japan zu verdanken ist, sondern vor allem die Übersetzung der wichtigsten Schriften Viktor von Weizsäckers ins Japanische.¹ Die Reihe

der medizinischen Fachkollegen schließt der chilenische Psychiater, Philosoph und literarische Übersetzer Otto Dörr-Zegers ab. Als langjähriger enger Freund von Dieter Janz und Hubertus Tellenbach hat er wesentlich dazu beigetragen, dass es bis heute eine enge Verbindung zwischen der chilenischen und deutschen Neurologie und Psychiatrie gibt.²

Schließlich soll noch eine späte Facette des Wirkens von Dieter Janz zur Sprache kommen. Es war in den Jahren nach dem deutschen Wendeherbst, als er plötzlich auf eine vermeintlich neue literarische Zeitschrift aufmerksam wurde. Doch es handelte sich keineswegs um eine neue Zeitschrift, sondern um die seit 1948 erscheinenden Beiträge zur Literatur unter dem von Johannes R. Becher geprägten Titel „Sinn und Form“. Das Überraschende für ihn wie auch für viele bisherige Leser dieser Zeitschrift war, dass dort lange Passagen aus den Tagebüchern von Ernst Jünger zum Abdruck kamen. Überdies fanden sich prominente Autoren, wie z. B. Hans-Georg Gadamer oder George Steiner. Nachdem sich nun zeigte, dass die Beschäftigung mit den nachgelassenen Schriften Weizsäckers zu einer zentralen Aufgabe der



Dieter Janz (1920-2016). Quelle: Volker Schöwerling, catlinafilm [Rerif]

Viktor von Weizsäcker Gesellschaft werden würde, führte jene Aufmerksamkeit bei Dieter Janz zur Frage, ob diese Zeitschrift nicht ein geeigneter Ort sei, um den literarischen Autor Viktor von Weizsäcker zur Geltung zu bringen? Ermutigung und Unterstützung fand er beim langjährigen Chefredakteur von „Sinn und Form“, dem Philosophen und Publizisten Sebastian Kleinschmidt.³ Mit ihm

1 Neben Weizsäckers Hauptwerk *Der Gestaltkreis* sind von Bin Kimura auch wichtige Aufsätze und zentrale Schriften, wie z. B. *Studien zur Pathogenese*, *Anonyma* oder *Der kranke Mensch* übersetzt worden. Einen bibliografisch genauen Überblick zu diesen und anderen Übersetzungen Weizsäckerscher Schriften ins Japanische gab Dieter Janz in seinem ausführlichen Bericht zu einer Vortragsreise, die ihn im Herbst 2000 durch Japan führte. Dieser Bericht enthält auch eine Zusammenstellung der einschlägigen Publikationen des Philosophen und Musikwissenschaftlers Seis-

hi Ishii (1924-2001), der lange Jahre Mitglied unserer Gesellschaft war. Vgl. hierzu Dieter Janz, Bericht über eine Vortragsreise nach Japan im Herbst 2000, in: Mitteilungen Nr. 11 (2001), *Fortschr Neurol Psychiatr* 2001; 69: A24-A25.

2 Zum besonderen Profil des Psychiaters Otto Dörr-Zegers vgl. dessen Beitrag „Das psychische Leiden des Genies. Der Fall Rainer Maria Rilke“ in der von Rainer-M.E. Jacobi, Peter Cornelius Claussen und Peter Wolf herausgegebenen Festschrift zum 80. Geburtstag von Dieter Janz (*Die Wahrheit der Begegnung. Anthropologische Perspektiven der Neurologie. Beiträge zur Medizinischen Anthropologie*, Band 3. Königshausen & Neumann, Würzburg 2001, S. 431–448).

3 Die Reihe der von Dieter Janz angeregten Editionen von Weizsäcker-Texten aus dem Nachlass begann mit der sog. „Reisebeschreibung 1945“, die Viktor von Weizsäcker im Frühjahr 1945 auf dem Rückweg von Breslau nach Heidelberg für seine Familie angefertigt hatte. Mit einer Vorbemerkung von Cora Penselin ist sie in *Sinn und Form* 59 (2007), S. 725–763 erschienen. Es folgte mit einer Vorbemerkung von Rainer-M.E. Jacobi ein Vortrag Weizsäckers zu Jean-Paul Sartre aus dem Jahr 1948 in *Sinn und Form* 61 (2009), S. 640–653 und schließlich mit einem ein-

und dessen Stellvertreter Matthias Weichelt entstand dann auch ein Interview für „Sinn und Form“, dessen vollständige Fassung jetzt in einem Band des Verlages Matthes & Seitz zu finden ist.⁴ Andreas Rötzer, dem Verleger von Matthes & Seitz ist es zu danken, dass Dieter Janz diesen schönen Band noch kurz vor seinem Tod mit großer Dankbarkeit in Händen halten konnte. Für Sebastian Kleinschmidt war diese wunderbare Gelegenheit zu einem späten Geschenk Anlass genug, über seine letzten Begegnungen mit Dieter Janz nachzudenken.⁵

Dieter Janz und die Viktor von Weizsäcker Gesellschaft

Von Peter Hahn

Dieter Janz wird mir immer als ein bedächtiger, aufmerksamer und einfallreicher väterlicher Freund in Erinnerung bleiben.

Dabei haben sich unsere Wege – trotz langer gemeinsamer Jahre an den Heidelberger Kliniken – erst spät gekreuzt. Ich war seit den Studentenzeiten mit der Allgemeinen Klinischen Medizin von Paul Christian an der Krehl-Klinik tätig, Dieter Janz arbeitete in der Neurologie bei Paul Vogel. Wir wussten um die verschiedenen, auch strittigen Auseinandersetzungen zwischen den Weizsäcker-Nachfolgern, aber hatten weder Anteil daran noch einen Austausch. Das änderte sich eigentlich eher zufällig dadurch, dass meine Frau durch Marianne Fuchs und die „Funktionelle Entspannung“ mit Dieters Frau Gabriele bekannt wurde und wir so, auch über die Lindauer Psychotherapiewochen, zunehmend voneinander hörten.

Dann erst, durch die Vorbereitungen zu den 600-Jahr-Feiern der Universität Heidelberg 1986 mit den Veranstaltungen zum 100. Geburtstag Viktor von Weizsäckers und dank der Aktivität Wolfgang Jacobs, kamen die ersten wissenschaftlichen Kontakte zustande. Ich war beeindruckt von Dieters glänzenden Vortrag über den „Schwindel“ aus neurologisch-anthropologischer Sicht und fühlte mich ihm sehr verbunden, als wir in das turbulente Podiumsgespräch über Weizsäckers vermeintliche Verstrickung in das Euthanasieprogramm seiner Breslauer Abteilung verwickelt wurden. Begleitet von der Freundschaft unserer Frauen kamen wir vermehrt zusammen und verabredeten persönliche Kontakte. Nach einigen gelegentlichen Besuchen in Berlin ergab sich dann 1993 im Herbst ein Besuch auf der Janzschen Limonaia Sisengla am Gardasee. Wir trafen Kollegen an, saßen zu freundschaftlichen und anthropologischen Gesprächen zusammen und genossen die Rundgänge. Ich bewunderte Dieters Beweglichkeit und seine gärtnerische Aktivität und er hatte meine *Propädeutik* gelesen. Abends erinnerten wir uns an unsere jeweiligen Zeiten in der „Bündischen Jugend“ und sangen zum Erschrecken unserer Frauen lautstark die alten Lieder.

Aus dieser Vertrautheit entwickelte sich wohl Dieters spätere Nähe zu mir. Inwieweit diese Nähe auch mit einer starken Erwartung verbunden war, wurde mir schlagartig deutlich, als es zu einer Differenz kam. Angestiftet von Rudolf Prinz zur Lippe und unterstützt durch Rainer-M.E. Jacobi betrieb er in den frühen neunziger Jahren die Gründung einer Viktor von Weizsäcker Gesellschaft. Hierbei war ihm von Anbeginn die enge Verbindung mit der klinischen Neurologie und Psychosomatik sehr wichtig. Daher hätte er sich diese Gründung wohl gern in Heidelberg gewünscht. Aber dann kam es Anfang Dezember 1994 dank der Vermittlung durch Friedhelm Lamprecht zur Gründungsveranstaltung in Hannover. Vorangestellt war ein kleines Symposium zum Verhältnis von medizinischer Ethik und ärztlichem Ethos, bei dem neben mehreren zukünftigen Mitgliedern der noch zu gründenden Gesellschaft auch der Internist, Medizinhistoriker und Weizsäcker-Schüler Fritz Hartmann referierte. Die anschließende Gründungssitzung begann mit der Bestimmung und Wahl des Gründungsvorstandes. Und hier war es für Dieter Janz völlig selbstverständlich, dass ich als Repräsentant der Heidelberger Psychosomatik den ersten Vorsitz dieser Gesellschaft übernehmen würde. Gerade dies aber war mir mit Rücksicht auf meine damaligen universitären Verpflichtungen völlig unmöglich. Vielleicht hatten wir uns im Vorfeld zu wenig abgestimmt, sodass es in der Sitzung zu einem Streit kam, der fast die Gründung zu gefährden drohte. Ich verstehe heute besser, dass er diese Gesellschaft gern in den Händen eines aktiven Klinikers, möglichst eines psychotherapeutisch orientierten Psychosomatikers gesehen hätte. Dieter übernahm dann, wenn auch etwas verärgert, den Vorsitz unter der Bedingung, dass ich ihm nach drei Jahren in diesem Amt nachfolgen würde. Aber noch immer passte diese Aufgabe nicht so richtig in meine Lebensplanung, hier kam mir die freundliche Unterstützung des damaligen Schatzmeisters Rainer-M.E. Jacobi sehr zur Hilfe.

Dieser bemerkenswerte, in seiner Dynamik nicht unkritische Vorfall zeigte mir und allen Beteiligten, mit welcher großer Entschiedenheit und Kompromisslosigkeit Dieter Janz eigene Vorstellungen zu realisieren suchte. Zumeist, wie seine großartige klinische Karriere zeigt, mit einem überzeugenden Erfolg, der am Anfang von keinem gesehen werden konnte, an den er selber aber immer

führenden Essay von Peter Achilles ein Vorabdruck von Briefen Viktor von Weizsäckers an Lou Andreas-Salome in *Sinn und Form* 64 (2012), S. 638–659. Jetzt ist übrigens auch die Trauerpredigt für Dieter Janz, die Wolfgang Huber am 3. Januar 2017 in der Evang. Kirche Berlin-Nikolassee gehalten hatte, in *Sinn und Form* 69 (2017), S. 282–284 erschienen.

- 4 Vgl. Dieter Janz, *Nebensachen. Ansichten eines Arztes. Gespräche mit Texten zu Hippokrates und Paracelsus, Raffael und Dostojewski*, hrsg. von Sebastian Kleinschmidt und Matthias Weichelt. Matthes & Seitz, Berlin 2017. Die gekürzte Fassung des Interviews „Souveränität ist, nichts für Zufall zu halten“ erschien in *Sinn und Form* 63 (2011), S. 184–204.
- 5 Zu weiteren Würdigungen für Dieter Janz sei auf einen ausführlichen Nachruf des Neurologen und Epileptologen Peter Wolf verwiesen, der sich gemeinsam mit einem faszinierenden Film zu Dieter Janz von Mechthilde Katzorke und Volker Schöwerling auf der Homepage der Stiftung Michael befindet. Im April dieses Jahres erschien ein Nachruf von Geoff Watts in *The Lancet* 389 (2017), S. 1292; diesen Hinweis verdanke ich Hartwig Wiedebach (Zürich). Hier in den Mitteilungen erschienen aus Anlass des 90. Geburtstages von Dieter Janz Beiträge von Rainer-M.E. Jacobi und Matthias Weichelt in Nr. 25 (2010), *Fortschr Neurol Psychiatr* 2010; 78: 614–616 und aus Anlass des 95. Geburtstages von Rainer-M.E. Jacobi in Nr. 33 (2015), *Fortschr Neurol Psychiatr* 2015; 83:717–718. In letzterem Beitrag wird die leidenschaftliche Arbeit an der Sammlung und editorischen Vorbereitung der Briefe Viktor von Weizsäckers gewürdigt, wie sie auf beeindruckende Weise die späten Lebensjahre von Dieter Janz geprägt hat. Dem Fotografen Volker Schöwerling (Berlin) und Prof. Dr. phil. Oliver Janz (Berlin) sei für die freundliche Zustimmung zum Abdruck des Portraits von Dieter Janz gedankt.

glaubte. Auch wenn ich ihn niemals in seiner klinischen Tätigkeit oder in seinen Lehrfunktionen erlebt hatte, konnte ich etwas von dieser mobilisierenden Erfolgserwartung in den Jahren meiner Vorstandsarbeit erleben, zumal wir uns damals verständigt hatten, dass Dieter noch eine geraume Zeit als Gast im Vorstand verblieb. Besonders imponierend war seine große Begabung bei der Führung von Gesprächen, ohne dass es die meisten merkten, war er immer schon gedanklich einige Schritte weiter und hatte dabei die Gegenargumente, die sich einstellen würden, schon antizipierend integriert. Hierzu verhalf ihm seine Kunst des Fragens, wobei dieses Fragen nie eine bloße Bitte um Auskunft war, sondern den Befragten im Umgang mit dieser Frage so bewegte, dass er der von Dieter Janz vorgegebenen Spur sehr oft aus innerster Überzeugung folgen konnte. Freilich, hinter diesen Gesprächserfolg stand eine mit empathischer Aufmerksamkeit verbundene Menschenkenntnis, mit anderen Worten: ein Interesse und eine Wertschätzung dem Gesprächspartner gegenüber, die diesem nicht verborgen blieb. Er war ein großer, ein wegweisender Freund und Ratgeber. Seine Nähe wird uns allen sehr fehlen.

Dieter Janz – ein Meister des Gesprächs

Von Hans Stoffels

Ich stand im Flur des Hauses Janz, um mich zu verabschieden. Zwei Stunden hatten wir miteinander gesprochen, hatten uns über vielfältige Themen ausgetauscht, über Entwicklungen in Medizin und Gesellschaft und über die Frage, ob mit einem kleinen Beitrag in das große Geschehen eingzugreifen wäre, um hier und da eine Korrektur anzubringen. In den letzten Jahren pflegten wir diese Gespräche alle zwei bis drei Monate zu führen. Diese Gespräche hatten ein besonderes Format, und Dieter Janz gab ihnen den Titel „Arbeits-Frühstück“ oder „informatives Frühstück“.

Bei der Verabschiedung erinnerte ich Dieter Janz daran, dass er versprochen hatte, mir einen Sonderdruck mitzugeben. Rasch wandte er sich um, um die Treppe zu seinem Arbeitszimmer hochzueilen. Ich sehe, wie er die ersten Stufen nimmt, beschwingt, leichtfüßig, fast ein wenig hüpfend. Ich traue mei-

nen Augen nicht. Ich staune: er war über 90 Jahre alt und beschwingt wie ein Jüngling eilte er die Treppe hinauf. Dieses Bild des leichtfüßig die Treppe hocheilenden Dieter Janz ist in meiner Erinnerung bleibend und fest verankert.

Überhaupt: denke ich an Dieter Janz zurück, treten mir stets Szenen vor Augen, nicht Ideen; sinnliche Eindrücke überwiegen, und wie selbstverständlich bestätigen diese Bilder meine Überzeugung, in ihm einem Menschen begegnet zu sein, der in seltener Weise Sinn und Verstand, Körper und Geist in sich vereinte.

So war es kein Zufall, dass unsere Gespräche in den letzten Jahren stets verbunden waren mit einem gemeinsamen, durchaus vergnüglichen Frühstück. Wenn ich eintraf, war der Tisch bereits gedeckt. Ich hatte frische Brötchen mitgebracht. Am ersten Teil des Gespräches nahm auch seine Frau, Gabriele Janz, teil; sie reichte das Brot, schenkte den Kaffee ein, und rasch gewann das Gespräch an Würze, denn Gabriele und Dieter Janz sprachen nicht unisono, scheuten sich nicht, auch voneinander abweichende Gedanken ins Gespräch einzubringen. Es war die unausgesprochene Aufforderung, Individualität und Kreativität für das gemeinsame Nachdenken und Reden fruchtbar zu machen.

Ich liebte es, wenn Dieter Janz im anschließenden Dialog nicht nur zustimmend nickte und mich bestätigte. Ihm war es zu eigen, auch Unverständnis zu betonen oder Zweifel an der geäußerten These vorzubringen oder sich zu fragen, ob das Berichtete und Entdeckte nicht auch ganz anders verstanden werden könnten. Seine Anti-These provozierte Entwicklung, erneutes Durchdenken und ein Sich-Lösen aus naheliegenden Erklärungsmodellen. Er führte einen Dialog, als wolle er die Hegelsche Dialektik unter Beweis stellen.

Mein erster Kontakt mit Dieter Janz liegt über 40 Jahre zurück. Nach einem Medizinstudium in Heidelberg hatte ich mich bei ihm in Berlin an der Neurologischen Klinik der Freien Universität um eine Stelle als Medizinalassistent beworben. Das war 1976. Drei Jahre zuvor hatte er hier das Ordinariat für Neurologie im Klinikum Westend angetreten.

Während des Studiums war ich auf Viktor von Weizsäcker aufmerksam geworden, insbesondere durch Teilnahme an den Vorlesungen und Seminaren seines Schülers Wilhelm Küttemeyer, der es verstand, die Ideen einer psychosomatisch-anthropologisch orientierten Medizin zu einem Faszinosum zu machen. Ich suchte nach einer Klinik, wo diese Ideen in die Praxis umgesetzt werden und für das Verständnis des Kranken und seine Heilung Berücksichtigung finden.

Dieter Janz antwortete mir, dass alle Stellen schon vergeben seien. Wie ich später erfuhr, waren die Medizinalassistenten-Stellen an seiner Klinik hoch begehrt, und er besetzte sie in der Regel mit Studenten, die er bereits während seiner Vorlesungen und Praktika kennengelernt hatte. Aber sein Ablehnungsschreiben war nicht formell gehalten, sondern persönlich, denn er erläuterte mir die Leitideen seiner Klinik. Er und seine Mitarbeiter würden versuchen, „sich zwischen dem mit den Sinnen (und auch mit technischen Möglichkeiten) Erfassbaren einerseits und der Geschichte eines Kranken oder einer Krankheit andererseits hin- und her zu bewegen“. Wenn ich mich der Psychiatrie verschreiben würde, wäre ich allerdings der Notwendigkeit dieser Zweigleisigkeit enthoben.

Trotz der Warnung vor dem scheinbar leichteren Weg der Psychiatrie wählte ich nach einigen Wanderjahren gerade dieses Fach, und knapp 20 Jahre später – es mag Zufall oder Schicksal sein – kam ich als Leiter einer Psychiatrischen Abteilung nach Berlin, und meine Abteilung lag nur wenige 100 Meter entfernt von der FU-Abteilung für Neurologie, die Dieter Janz geleitet hatte. Es war die Zeit nach der Wende. Die FU-Abteilung Neurologie war nach Berlin-Mitte umgezogen und in die Charité integriert worden. Dieter Janz war emeritiert, praktizierte aber noch als niedergelassener Privat-Arzt, und er nutzte die freie Zeit nicht nur zur Herausgabe der Gesammelten Schriften von Viktor von Weizsäcker, sondern zur Förderung eines Projektes, das ihm besonders am Herzen lag, nämlich die Gründung einer Viktor von Weizsäcker Gesellschaft. Diese Gesellschaft mit ihren großen Jahrestagungen wurde der Ort, wo der fachliche und persönliche Austausch mit Dieter Janz sich intensivierte bis zu dem Augenblick, als er mich fragte, ob ich bereit sei, in seiner Nachfolge

und der Nachfolge von Peter Hahn für den Vorsitz der Gesellschaft zu kandidieren.

In diesen Jahren verlagerte Dieter Janz seinen alten „Lesekreis“ aus dem Westend-Klinikum in sein Haus nach Nikolassee, und es dauerte nicht lange, bis er mich einlud, daran teilzunehmen. Alle 14 Tage am Montagabend trafen sich Freunde und Mitstreiter, um sich gemeinsam der Textexegese der Schriften Weizsäckers zu widmen. Bekanntlich sind viele Texte Weizsäckers eine Herausforderung für den heutigen Leser, denn Weizsäcker formuliert nicht mundgerecht, scheut auch nicht die kryptische Rede. Im „Lesekreis“ wurde kein Referat gehalten, vielmehr wurden ausgewählte Texte reihum laut vorgelesen. Für mich war dies eine neue Erfahrung, geradezu ein Lehrstück für die Hilfe, die eine Gemeinschaft bedeuten kann. Im gemeinsamen Lesen der Texte mit den unterschiedlichen Stimmen und den unterschiedlichen Intonationen der Teilnehmer erschlossen sich die Schriften Weizsäckers auf neue Weise, wurden zugänglicher und transparent. Gelegentlich wurde innegehalten, sei es durch gemeinsamen Beschluss, sei es durch Intervention eines Einzelnen, um Fragen zu stellen oder in ein Gespräch einzutreten. Im Zuhören und Sprechen, im Debattieren und Meditieren entstanden eine Atmosphäre der Konzentration und Dichte, Bedingungen für das helle Aufmerken des Geistes. Kopf und Gemüt wurden gleichermaßen bewegt.

Als der abendliche Lesekreis sich seinem Ende näherte, stand – häufig von den Teilnehmern unbemerkt – Gabriele Janz auf und kehrte zurück mit einem Berg frischer Laugenbrezeln und vielen Weingläsern, die alsbald von Dieter Janz mit Pfälzer Wein befüllt wurden. Das Gespräch setzte sich fort, aber verändert, es traten die Tagesgeschäfte, in die der Einzelne verwoben war, in den Vordergrund und überraschend oft zeigten sich Möglichkeiten gegenseitiger Unterstützung. Anregungen wurden gegeben, und viele Vorhaben gewannen Kontur und verwandelten sich zu vielversprechenden Projekten.

Zu seinem 90. Geburtstag bat Dieter Janz um ein besonderes Geschenk. Er bat seine Freunde und Mitstreiter darum, ihm ihr „Lieblingsgedicht“ zu schenken. Für mich, dem ein „Lieblingsgedicht“ nicht sogleich

einfallen wollte, bedeutete sein Wunsch Aufforderung und Ermunterung, und je mehr ich in den Tagen vor seinem Geburtstag in Gedichtbänden las und mich mit Gedichten beschäftigte, umso mehr ergriff das Gefühl der Dankbarkeit von mir Besitz, denn ich wurde durch die gelesenen Gedichte selbst beschenkt. Schließlich drängte sich mir in Gedanken an Dieter Janz das berühmte Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer „Der römische Brunnen“ auf, an dem der Dichter zwei Jahre gearbeitet hatte, bis es im Jahre 1882 seine endgültige Fassung fand. In der Dynamik dieses Gedichtes zwischen Empfangen und Geben, Symbol und Idee, Tradition und Zukunft tritt mir Dieter Janz entgegen.

Der Römische Brunnen

*Aufsteigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die, sich verschleiern, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.*

Eine weitreichende Anregung

Von Heinz Schott

Dieter Janz begegnete mir zum ersten Mal im Januar 1996 in Bonn – zwei Jahre, nachdem er die Viktor von Weizsäcker Gesellschaft mitbegründet hatte und ihr erster Vorsitzender geworden war. Er besuchte mich damals zusammen mit Rainer-M.E. Jacobi im Medizinhistorischen Institut. Die beiden kamen mit dem Anliegen auf mich zu, den Nachlass Viktor von Weizsäckers in meinem Institut zu archivieren. Dieser war bislang von dessen Tochter Cora Penselin in ihrem Haus in Röttgen, einem Bonner Stadtteil, aufbewahrt worden. Als Leiter des für Medizingeschichte zuständigen Instituts vor Ort schien ich der richtige Kooperationspartner zu sein. Was die beiden nicht wissen konnten: bereits 30 Jahre zuvor war ich als Medizinstudent in Heidelberg vom Weizsäckerschen Denken „infiziert“ worden, und zwar in spannenden (und mitunter spannungsreichen) Seminaren von Wolfgang Jacob, meinem Doktorvater, einem Schüler Viktor von Weizsäckers. Er leitete seinerzeit

am Pathologischen Institut die „Abteilung für soziale und historische Pathologie“. Seit einem Vierteljahrhundert hatte ich jedoch den Kontakt zur Heidelberger Weizsäcker-Gemeinde verloren. So schloss sich für mich bei dieser ersten Begegnung mit Dieter Janz ein biografischer Bogen und ich wurde plötzlich wieder von jener geistigen Atmosphäre meiner Studentenzeit eingeholt. Ich erklärte mich spontan bereit, den Nachlass zu übernehmen. Daraufhin meinte Dieter Janz in seiner handfesten Art: „Sie müssen dann natürlich auf jeden Fall Mitglied der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft werden!“ Wie hätte ich ihm widersprechen können? So wurde ich Mitglied und der Nachlass konnte einige Jahre später in Kooperation mit der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn vom Medizinhistorischen Institut übernommen werden. Aber bis dahin war viel Arbeit nötig. Erste Besichtigungen des Bestandes ließen schnell erkennen, dass es einer systematischen Erschließung und Ordnung der Materialien bedurfte, um Möglichkeiten späterer Editionen zu erkunden. Die von Dieter Janz ausgehende Anregung wurde zum Auftakt einer sich bis heute erstreckenden und noch längst nicht abgeschlossenen Arbeit am Nachlass Viktor von Weizsäckers, der sich als reichhaltiger erwies als zu erwarten war. Am Anfang stand ein erfolgreich beantragtes DFG-Projekt, dessen wohl wichtigstes Ergebnis die Weitergabe des Weizsäckerschen Nachlasses an das Deutsche Literaturarchiv Marbach war. Hier sei vor allem für die verständnisvolle Unterstützung von Cora und Siegfried Penselin gedankt – und nicht zuletzt für die langjährigen Bemühungen von Rainer-M.E. Jacobi.

Wie kein anderer hat Dieter Janz die Viktor von Weizsäcker Gesellschaft zum Handeln angetrieben, Diskussionen angezettelt und kritische Fragen gestellt. Ich habe ihn als unermüdlichen Mitstreiter auf Tagungen und Mitgliederversammlungen lebhaft vor Augen – an keiner dieser Veranstaltungen in der über 20jährigen Geschichte der Gesellschaft hatte er gefehlt. Auch an dem für die Weiterarbeit wichtigen „Heidelberger Seminar“ im Oktober 2016 hätte er sehr gern teilnehmen wollen, aber dann schien ihm doch die Anstrengung zu groß. Er war kein Freund großer Gesten und leerer Worte. Immer zeugte sein Auftreten von einem sachlichen Interesse, einem weitreichenden Überblick – und nicht selten von

einer klaren Vorstellung, wohin der Weg zu gehen habe. Er scheute keine Anstrengung und auch keine Auseinandersetzung, wenn es um die Sache ging: die Wirksamkeit unserer Gesellschaft nach innen und außen. Seine nicht zu verbergenden patriarchalischen Züge traten auf faszinierende Weise hinter die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit zurück. Fast schon wie ein Magier schlug er Anhänger und Skeptiker, Freunde und Schüler in den Bann.

Dieter Janz gehörte wie mein eigener Vater jener Generation von Ärzten an, deren Ausbildung im NS-Staat sich den Anforderungen des Kriegs anzupassen hatte. Als er 1988 emeritiert wurde, war ich gerade auf einen Lehrstuhl berufen worden. Er hat also den digitalen Umbruch, die Ökonomisierung der Universitäten, die Quantifizierung wissenschaftlicher Leistung mit Impactfaktoren, Ranking und leistungsorientierter Mittelvergabe nicht mehr im Amt erlebt. So konnte er es manchmal nicht verstehen, wenn Instituts- und Klinikdirektoren zur Realisierung bestimmter Vorhaben nicht mehr in jener Weise schalten und walten konnten, wie er es gewohnt war. Gleichsam aus dem Hintergrund konnte er immer wieder sehr hartnäckig bestimmte Zielvorstellungen formulieren und im Interesse des betreffenden Anliegens Druck ausüben. Er war ein „nachhaltiger“ Strategie: verehrt, geachtet und manchmal auch gefürchtet.

Mein persönliches Verhältnis zu Dieter Janz war von gegenseitigem Respekt geprägt. Nähe und Distanz hielten sich im Gleichgewicht, eine solide Grundlage für eine gute Zusammenarbeit. Darüber hinaus aber stiftete unsere gemeinsame Pfälzer Heimat eine sympathetische Beziehung zwischen uns. Ich habe Dieter Janz nie so lustig, impulsiv und frei assoziierend erlebt als in den Augenblicken, wo wir gemeinsam in unser Pfälzer Wir-Gefühl eintauchten. Er liebte es dann, coram publico mit erhobener Stimme und in echtem Dialekt die „pälzisch Weltgeschichte“ von Paul Münch zu rezitieren, insbesondere die ersten Verse: „Do meene als die dumme Leit, / Wer Biecher schreibt, der wär' gescheit ...“ Darüber konnten wir beide, die wir so manche Bücher geschrieben hatten, aus vollem Herzen lachen – was in meinem inneren Ohr immer als Erstes wieder erklingt, wenn ich an Dieter Janz denke.

Begegnungen mit Dieter Janz

Von Bernhard Neundörfer

Eine erste Begegnung mit Dieter Janz hatte ich im Anfang der 60er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Heidelberg als Medizinstudent nach dem Physikum. Er hielt in dieser Zeit eine Spezialvorlesung – ich erinnere den Titel nicht mehr – und las abschnittsweise aus seinem im Entstehen begriffenen Buch über die Epilepsien vor. Dieses Buch, das noch heute zu lesen empfehlenswert ist, zeichnet sich u. a. dadurch aus, dass zu den einzelnen Anfallsarten immer wieder eindrucksvolle Kasuistiken angeführt werden. Dies ließ erahnen, dass hier ein Autor am Werk war, der über eine breite klinische Erfahrung mit Epilepsiepatienten verfügte. Für mich jedenfalls eröffnete sich daraus ein hochspannender Teilbereich der Neurologie, der meine gesamte klinisch-wissenschaftliche wie auch ärztliche Karriere beschäftigte, wenn ich mich auch im weiteren Verlauf einem anderen Feld der Neurologie, der sog. peripheren Neurologie zuwandte. Hier wurde aber schon die Basis gelegt, dass ich auf dem Gebiet der Epileptologie einige wissenschaftliche Publikationen erstellte und in der Erlanger Klinik ein Epilepsiezentrum inaugurierte.

Eine zweite Begegnung mit Dieter Janz fand im Staatsexamen 1963 statt. Das Fach Neurologie wurde in dieser Zeit wie die Psychiatrie nur mit einem halben Punkt für die Berechnung der Staatsexamensnote bewertet, während z. B. Chirurgie und Innere Medizin jeweils 6 Punkte einbrachten. Die Epilepsie spielte auch bei dieser Begegnung eine entscheidende Rolle. Bei der klinischen Fallvorstellung fand ich nicht die richtige Diagnose, sodass ich befürchtete, eine schlechte Note zu erhalten. Aber im weiteren Verlauf der Prüfung konnte ich alle Fragen korrekt beantworten und bemerkte, dass Janz dadurch beeindruckt war, dass ich bei einer Frage nach den Absenzen auf die diagnostische Bedeutung des EEGs und dem Auftreten von 3/sec-spike-waves-Komplexen hinwies.

Nachdem ich auch im Fach Psychiatrie die Note 1 erhalten hatte, schlug mir der Prüfer, Hubertus Tellenbach von der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg, vor, nach der Approbation mit ihm das Kapitel epileptische Psychosen zu bearbeiten. Dazu müsste ich aber – so Tellenbach – eine EEG-

Ausbildung absolvieren und möglichst vor dem Eintritt in die Psychiatrische Klinik noch ein Jahr an einer Neurologischen Klinik arbeiten. Die EEG-Ausbildung erhielt ich noch in der Medizinalassistentenzeit in der Neurologischen Klinik mit Neurophysiologie unter Richard Jung in Freiburg und konnte am 01.02.1966 in der Neurologischen Klinik in Heidelberg meine erste Assistentenstelle antreten. Ich wurde zunächst als Zweitassistent in einer der zwei Frauenabteilungen mit 25 Betten eingesetzt. Oberarzt war Dieter Janz und Erstassistentin und damit Stationsärztin eine äußerst erfahrene Kollegin mit Namen Gundega Neimanis, durch die ich in der Klinik Neurologie von der Pike auf erlernen konnte. Hochspannend und lehrreich waren die wöchentlichen Visiten, die Janz immer mit neuen Anregungen und Ideen bereicherte, was mitunter zu heftigen Debatten mit der Stationsärztin führte. Da Dieter Janz schon zu dieser Zeit in Deutschland einen hervorragenden Ruf auf dem Gebiet der Epilepsien hatte, handelte es sich auf der Frauenstation großenteils um Patientinnen mit epileptischen Anfällen, wobei es um die diagnostische Einordnung oder um die richtige pharmakologische Einstellung ging. Janz explorierte jede Patientin nochmals gesondert nach der Vorstellung durch die Stationsärztin. Dabei spielte auch der biographische Hintergrund eine wichtige Rolle. Nach einem halben Jahr wurde ich dann als Stationsarzt auf die ebenfalls von Janz betreute Männerstation mit gleichfalls 25 Betten versetzt. In diese Zeit fielen erste wissenschaftliche Publikationen, u. a. eine Arbeit zusammen mit Dieter Janz über die „Triarylphosphat-Polyneuropatie“, die dem Chef der Klinik, Paul Vogel, zum 68. Geburtstag gewidmet war. Wir untersuchten Patienten nach, die Vogel in den 1940er-Jahren beschrieben hatte. Hier wurde deutlich, dass Dieter Janz nicht nur auf Epilepsie spezialisiert, sondern durchaus offen war für andere Fragestellungen. Die Erfahrungen, die ich in der Neurologischen Universitätsklinik Heidelberg machen und sammeln konnte – und daran hatte Dieter Janz natürlich einen großen Anteil – führten schließlich dazu, dass ich der Neurologie treu blieb und Ende 1969 mit Otto Hallen an die Neurologische Klinik am Klinikum Mannheim der Universität Heidelberg überwechselte.

In den folgenden zwei Jahrzehnten brach der Kontakt mit Janz weitgehend ab und beschränkte sich auf kurze Begegnungen

auf Kongressen. Diese Situation änderte sich mit Gründung der Viktor von Weizsäcker-Gesellschaft 1994. Janz war ihr Gründungsvorsitzender. Auf seine Anregung hin wurde ich Mitglied und auch unter dem Vorsitz von Hans Stoffels für drei Jahre Beisitzer des Vorstandes. Durch die verstärkte Auseinandersetzung mit dem Werk Viktor von Weizsäckers wurde mir erst so richtig bewusst, dass ich in vieler Hinsicht eine Denk- und Vorgehensweise in meinem ärztlichen Handeln auf Grund meiner Ausbildung unter den Professoren Vogel, Janz und Hallen übernommen und an meine früheren Mitarbeiter weitergegeben habe, die letztlich auf Weizsäckers Zugang zur Medizin zurückgeht. Interessant waren in diesem Zusammenhang mehrere Gespräche mit Dieter Janz, in denen er Wert darauflegte, dass Weizsäcker nicht nur als Philosoph, sondern primär als Arzt und Begründer der anthropologischen Medizin wahrgenommen werden sollte. Deshalb zeigte er sich auch begeistert über die 10. Tagung der Weizsäcker Gesellschaft, die ich im Jahr 2004 zum Thema „Wahrnehmen und Bewegen“ in Erlangen durchführen konnte, weil hier auch die physiologischen Wurzeln Weizsäckers zum Vorschein kamen.

Aus meiner Sicht war Dieter Janz eine durchaus kantige, aber ungemein anregende und für seine Mitarbeiter stimulierende Persönlichkeit, der ich selbst als Arzt und Wissenschaftler sehr viel zu verdanken habe.

Dieter Janz und die Epilepsie als eine endogene Krise des menschlich-zwischenmenschlichen Verhältnisses

Von Bin Kimura

Ich habe Dieter Janz im Herbst 1968 erstmals persönlich kennengelernt. Damals war ich auf Einladung von Hubertus Tellenbach, einem der engsten Freunde von Dieter Janz, als Dozentenstipendiat der Alexander von Humboldt Stiftung an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Heidelberg tätig. Dieter Janz war 48 und ich selber 37 Jahre alt. Es war zu jener Zeit, als sein Hauptwerk *Die Epilepsien. Spezielle Pathologie und Therapie* im Stuttgarter Thieme Verlag erscheinen sollte und seinen Namen weltbekannt machte.

Was mich selbst anbelangt, galt mein Hauptanliegen dem Nachdenken über Persönlichkeits- bzw. Identitätsstörungen von schizophrenen Kranken am Leitfaden des Subjektivitätsbegriffes bei Viktor von Weizsäcker. Hinzu kam gemeinsam mit Toshihiko Hamanaka die Arbeit an der Übersetzung des Gestaltkreis-Buches von Weizsäcker, die dann 1975 in Tokyo erschien. Und es waren auch diese Jahre, als ich versuchte, den weiten Bereich der endogenen Psychosen im Hinblick auf das menschlich-zwischenmenschliche Verhältnis zur Zeit in drei Modi aufzuteilen. Ich nannte sie provisorisch *ante festum*, *post festum* und *intra festum*.

Der Modus *ante festum*, „vor dem Fest“ oder „Vorabendsfeier“, sollte einer Existenzweise entsprechen, die Martin Heidegger 1927 in *Sein und Zeit* mit seinem Begriff von Zukunft im Sinne von „auf-sich-selbst-zukommen“ zu beschreiben suchte, und passte so zu meinem Verständnis der Lebens- und Seinsweise jenes „schizophren“ genannten Patienten, der eigentlich er selbst sein wollte, dies aber nicht konnte. Der Schizophrene zeigt, wie es der Daseinsanalytiker Ludwig Binswanger – mit dem ich ebenfalls persönlich befreundet war – in seinem Hauptwerk *Schizophrenie* ausführte, eine offensichtliche Existenzweise des *ante festum*.

Demgegenüber soll die Existenzweise des *post festum*, „nach dem Fest“ oder „zu spät kommend“, für jene konservative Lebens- und Seinsweise eines endogenen Melancholikers stehen, wie sie Hubertus Tellenbach in seinem Meisterwerk *Melancholie* als „Remanenz“ im Sinne von „Hinter-sich-selbst-zurückbleiben“ charakterisiert hatte. Der Existenzmodus *intra festum* oder „miten im Fest“ sollte indes genau jene Lebensverfassung der epileptischen Patienten zum Ausdruck bringen, wie sie bei Viktor von Weizsäcker 1929 in seinem Lehrbuchbeitrag „Epileptische Erkrankungen. Organneurosen des Nervensystems und allgemeine Neurosenlehre“ ihre souveräne Darstellung fand.

Selbstverständlich gehören die Darstellungen Weizsäckers in eine Zeit, in der die EEG-Diagnostik in den klinischen Epilepsiestudien noch keine Rolle spielte. In den Gesprächen mit Dieter Janz habe ich erfahren, dass die Einführung der EEG-Diagnostik in der Heidelberger Neurologie ungewöhnlich

spät erfolgt sei. Er selbst habe seine frühen Epilepsiestudien noch ohne elektrophysiologische Untersuchungsmethoden durchgeführt. Er betonte sogar, hätte ihm die EEG-Diagnostik von Anbeginn zur Verfügung gestanden, wären seine originellsten, mit dem Lebensrhythmus von Schlafen und Aufwachen verbundenen Forschungen schier unmöglich gewesen!

In meinem eigenen 1986 in Tokyo erschienenen Buch *Pathologie der Unmittelbarkeit* habe ich die von Janz eingeführte Aufteilung der Grand Mal-Epilepsien nach dem bevorzugten Auftritt der Anfälle im Schlaf-Wach-Rhythmus, also die Aufwach-, Schlaf- und diffusen Epilepsien ausführlich vorgestellt. Die Aufwach-Epilepsien treten vorwiegend wenige Minuten nach dem Erwachen und während der Entspannung zum Feierabend hin auf, die Schlaf-Epilepsien zumeist kurz nach dem Einschlafen oder aber kurz vor dem Erwachen, während die diffusen Epilepsien tagesperiodisch ungebunden auftreten können. Es scheint nun, als ob der von mir beschriebene Seinsmodus *intra festum* oder „mitten im Fest“ am deutlichsten für jene Patienten zutrifft, die unter Epilepsien, insbesondere unter Aufwach-Epilepsien leiden, aber auch für Patienten, die in einem mehr oder weniger bestimmten Sinn mit Epileptikern verglichen werden können. Bezogen auf das Phänomen der Zwischenmenschlichkeit zeigen diese Patienten ein zwiespältiges Verhältnis zu sich selbst: ein schizophrenieähnliches Verfehlen der eigenen Identität, verbunden mit dem Unvermögen, anders sein zu können als sie sind.

Um dies besser verstehen zu können, sei an eine Paradoxie der Zeit erinnert: es geht um die Frage nach der Lebenswirklichkeit oder Existenz des Jetzt oder der Gegenwart. Von den Zeitmodi der Zukunft und der Vergangenheit können wir eine zwar unbestimmte, aber mehr oder weniger „objektive“ Vorstellung haben. Beiden kommt eine Wirklichkeit im Sinne des Zeitbewusstseins zu. Der Moment des Jetzt oder der Gegenwart hingegen entzieht sich jeder objektivierenden „Fest-Stellung“. So lange es für uns die „Wirklichkeit“ von Zukunft und Vergangenheit gibt, müsste es eigentlich als Übergangspunkt dieser Modi auch eine „Wirklichkeit“ des Jetzt oder der Gegenwart geben. Doch diese „Wirklichkeit“ zerfällt gleichsam in jedem Moment in ein Ge-

wesenes und ein Kommendes, als ob es ein Jetzt oder eine Gegenwart gar nicht gäbe.

Eine gewisse Parallele hierzu sehe ich in den Überlegungen, wie sie Viktor von Weizsäcker im Vorwort zu seinem Buch *Der Gestaltkreis* anstellt. Dort sagt er: „... das Leben selbst stirbt nicht, nur die einzelnen Lebewesen sterben. Der Tod der Individuen aber begrenzt, besondert und erneut das Leben. Sterben bedeutet Wandlung ermöglichen. Der Tod ist nicht der Gegensatz zum Leben, sondern der Gegenspieler der Zeugung und Geburt; (...). Leben ist Geburt und Tod. Das ist eigentlich unser Thema.“ Um dann zu sagen: „... die Einführung des Subjektes in die Biologie. Das ist meine Absicht.“

Dieter Janz hat sein Hauptwerk *Die Epilepsien* drei Personen gewidmet. Zuerst seinem Lehrer Paul Vogel, dann dem Neurophysiologen John Hughlings Jackson und schließlich dem Patienten Fjodor Michailowitsch Dostojewski. Schon diese Namen zeigen, dass seine Forschungen über eine lokalisatorische Neurophysiologie hinaus bis ins Philosophische und Theologische reichen. Sie gelten der Frage nach dem zwischenmenschlichen Selbstverhältnis des Menschen angesichts seines Lebens und seines Todes. Hier liegt das Zentrum der anthropologischen Epilepsielehre von Dieter Janz.

Erinnerung an eine alte Freundschaft

Von Otto Dörr-Zegers

Ich habe seinen Namen zum ersten Mal während meiner psychiatrischen Ausbildung an der Universität Heidelberg in den Jahren zwischen 1963 und 1966 gehört. Alles fing mit einem beeindruckenden Vortrag von Hubertus Tellenbach über den „Oralsinn und das Atmosphärische“ an. Ich hörte ihn im Juni 1963 auf einem Kongress in Baden-Baden, als ich für ein Jahr dank des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik in Freiburg war. Ein Gespräch mit Tellenbach führte dann zur Fortsetzung meiner psychiatrischen Ausbildung für weitere drei Jahre in Heidelberg. Hier war es die Alexander von Humboldt Stiftung, die dies ermöglichte, und die großzügige Einladung von Hubertus Tellenbach. Noch konnte ich nicht wissen, dass mich die zunehmend freund-

schaftlicher werdende Beziehung zu Tellenbach auch zu Dieter Janz führen würde.

Wann wir uns erstmals begegnet sind, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. War es ein Vortrag von Janz an der Psychiatrischen Klinik oder war es einer der vielen Besuche im Haus von Familie Tellenbach, die mich in die geistig-kulturelle Welt des anthropologischen Denkens in Deutschland eingeführt haben? – Ich weiß es nicht mehr ... Was ich aber weiß und bis heute meine Erinnerung bestimmt, ist seine Art, ein Gespräch zu führen. Immer hatte man, wenn man mit ihm sprach, den Eindruck, dass es keine weiteren Menschen gäbe – sein Interesse war so auf den Gesprächspartner bezogen, dass dieser tatsächlich glauben musste, er sei in diesem Moment die einzig existierende Person.

Es muss wohl gegen Ende meiner Heidelberger Zeit schon eine gewisse Freundschaft zwischen uns bestanden haben. Denn ich erinnere mich sehr lebhaft an die Taufe meines vierten in Deutschland geborenen Kindes, meine Tochter Anneliese. Sie ist mir in Erinnerung, weil damals ein Onkel meiner Frau, Monsignore Manuel Larrain Errázuriz, die Taufpredigt hielt. Als ein angesehener chilenischer Bischof war er seinerzeit im Vatikan mit den Dokumenten des zweiten Vatikanischen Konzils beschäftigt. Ich hatte viele meiner Kollegen eingeladen, selbstverständlich auch Dieter und Gabriele Janz. Ich sehe sie noch heute inmitten dieser anregenden Gesellschaft.

Besonders intensiv und klinisch relevant wurde meine Beziehung zu Dieter Janz allerdings erst im Rahmen einer Nacheinladung der Alexander von Humboldt Stiftung im Jahr 1972. Wohl zweimal in der Woche durfte ich ihn bei der Untersuchung von Epilepsiepatienten begleiten. Hierbei kam es zu prägenden Erfahrungen für mein weiteres ärztliches Tun. Ganz aus der Nähe, gleichsam als Beteiligter konnte ich seine außergewöhnliche Begabung im Umgang mit den kranken Menschen erleben. Es war vor allem seine eminente Beobachtungsfähigkeit und Aufmerksamkeit für das Nichtgesagte und Nichtgehörte, für all das, was zwar ungesagt bleibt aber erst eigentlich zum Verständnis der Situation verhilft. Er war wohl nicht nur ein guter Neurologe, sondern zugleich auch ein Psychiater und Psychotherapeut. Mit welcher Zartheit er in die Lebens-

geschichte des Patienten eingedrungen ist, auf der Suche nach den verborgenen Konflikten, um dadurch die auslösenden Situationen ans Licht zu bringen. Es war eine Art Mäeutik, die selbst dem Kranken half, sich selber besser verstehen zu lernen. Überraschend war immer wieder, dass sich diese eigentümliche Begabung im Umgang mit Menschen bei Dieter Janz nicht auf seine Patienten beschränkte, sie kam vielmehr in jeder Begegnung zum Vorschein. Es gab niemand, der unverändert aus einem Gespräch mit Dieter Janz hervorging, denn er hatte Dimensionen seines Lebens entdecken helfen, die ihm bis dahin unbekannt waren. Dies konnte immer und bei jeder Gelegenheit geschehen, ob man gemeinsam eine Landschaft oder ein Kunstwerk im Museum betrachtet – mit Dieter Janz gesprochen zu haben, hieß sich neu zu entdecken.

Nach diesem zweiten, überaus intensiven Aufenthalt in Deutschland war es mein Bemühen, Dieter Janz immer wieder nach Chile einzuladen. Seine Vortragsreisen waren auch deshalb so erfolgreich, weil er sich seine Texte von mir übersetzen ließ und sie dann auf spanisch vortrug. Wie schon Hubertus Tellenbach, ist es auch den vielen Aufgehalten von Dieter Janz in Chile zu danken, dass es einen bis heute anhaltenden engen Kontakt der chilenischen Neurologen und Psychiater nach Deutschland gibt, zumal viele chilenische Lehrstuhlinhaber ehemalige Humboldt-Stipendiaten waren. Bei diesen vielen Aufgehalten habe ich ihn einmal auf ein Familienanwesen am Fuß der Anden eingeladen, um gemeinsam Ausflüge mit dem Pferd zu machen. Er war kein guter Reiter und es waren beschwerliche Verhältnisse, aber umso mehr war ich verwundert, dass er keine Angst hatte und seinen Humor nicht verlor.

Seit 2001 ist er nicht mehr nach Chile gekommen, obwohl er immer wieder eingeladen wurde. Er mochte nicht allein reisen und seiner Frau waren diese langen Flugreisen unangenehm. Dennoch habe ich ihn oft gesehen und intensiv mit ihm sprechen können. Meine Tochter Constanza studierte von 2003 bis 2009 Gesang an der Universität Leipzig. In dieser Zeit war ich gemeinsam mit meiner Frau regelmäßig in Deutschland, zumal ich auch selbst eine Gastprofessur an der Psychiatrischen Klinik in Leipzig hatte. So waren wir diese Jahre über und auch noch

später immer wieder bei Dieter und Gabriele in dem wunderschönen Haus in der Burgunderstrasse. In diese Zeit fiel auch die schwere Erkrankung von Walter Bräutigam, des wohl ältesten Freundes von Dieter Janz. Wir besuchten ihn gemeinsam in seinem Haus und dann später im Pflegeheim. Bei vielen meiner Besuche waren auch enge Freunde von Dieter Janz anwesend, wie etwa Rainer-M.E. Jacobi oder Hanfried Helmchen, wodurch es stets zu anregenden Gesprächen kam. Sie galten oft den Heidelberger Jahren aber auch immer wieder großen Gestalten der Literatur und Malerei. Die Politik indes war nicht sein Thema, sein Interesse war auf das Bleibende, auf das die Zeiten Überdauernde gerichtet, Politik war ihm zu flüchtig und zu unbeständig – mit einem Wort: zu wenig vertrauensvoll. An solchen Gesprächsabenden kam der ganze Reichtum seiner originellen Beobachtungsgabe zum Vorschein, ganz gleich, ob es um Menschen, Natur, Wissenschaft oder Ereignisse des täglichen Lebens ging. Es war seine großartige Sprache, die Ruhe und Nachdenklichkeit seines Sprechens, die mir wohl immer in Erinnerung bleiben wird.

Meine letzte Begegnung mit ihm war im Juni 2016, ohne dass ich die geringsten Veränderungen wahrnehmen konnte, die einen Hinweis darauf gegeben hätten, dass dies vielleicht der letzte Besuch sei – der es dann tatsächlich war. Gabriele erzählte mir später, dass kurz darauf erste Beschwerden aufgetreten sind und dann jene Krankheit diagnostiziert wurde, die ihn zum Tode führte. Wenn ich dies gewusst hätte, würde ich den Atlantik gern noch einmal überquert haben, um in dieser schweren Zeit bei meinem Freund zu sein. Denn er war nicht nur mein prägender Lehrer und mein Vorbild als Arzt und Forscher, als Ehemann und Vater – er war mein Freund.

Letzte Begegnungen mit Dieter Janz

Von Sebastian Kleinschmidt

Weihnachten ist es ein Jahr her, dass Dieter Janz nicht mehr unter uns weilt. Als ich ihn zwei Tage vor seinem Tod zum letzten Mal sah, lag er in einem liebevoll zum Krankenzimmer hergerichteten Zimmer im obersten Stock seines Hauses im Bett. Wenige Tage vorher ist Altbischof Wolfgang Huber bei ihm gewesen, der befreundete Theologe, der am

3. Januar auf eindrucksvolle Weise den Trauergottesdienst in der Evangelischen Kirche Berlin-Nikolassee zelebrierte, einer Kirche, die derselbe Architekt erbaut hat, wie die unter Denkmalschutz stehende Jugendstilvilla in der Burgunder Straße 8, in der Dieter Janz und seine Frau Gabriele seit über vier Jahrzehnten zuhause sind. Der Kranke sah erschöpft aus, freute sich aber, mich zu sehen. Ich überbrachte ihm zehn druckfrische Exemplare seines von Matthias Weichelt und mir herausgegebenen jüngsten Buches. Der Verfasser hatte bis zuletzt darauf gewartet. Jetzt, wo es fast schon zu spät war, konnte er das kleine Opus endlich in Augenschein nehmen. Den Titel hatte er selbst vorgeschlagen: „Nebensachen. Ansichten eines Arztes“. Ihn erfreute das Understatement darin. Die schöne Broschur ist in der Reihe Fröhliche Wissenschaft bei Matthes & Seitz erschienen. Sie enthält ein ausführliches Gespräch mit dem Autor sowie eine Sammlung von fünf seiner für die Allgemeinheit verfassten Aufsätze zur Epilepsie, darunter einen über Hippokrates und Paracelsus, einen über Raffael und zwei über Dostojewski.

Nun saß ich also zum ersten und – was ich nicht wissen konnte – auch zum letzten Mal an seinem Bett. Wir sprachen nicht viel, sahen einander vertrauensvoll an, wie wir einander immer vertrauensvoll angesehen hatten. In seinem Blick lag etwas Bittendes, beinahe Flehentliches. Ich sollte verstehen, was sich nunmehr unwiderruflich angekündigt hatte, nämlich die Schwere des letzten Wegs, der vor ihm lag und den der Mensch beauftragt ist, allein zu gehen. Ich spürte seine Angst vor dem Sterben, vor dem Tod. Er wusste, dass der schwarze König schon unsichtbar im Raum stand. Dann sagte er: „Wir sprechen uns nach Weihnachten.“ Ich nahm seine Hand. Als ich aufstand, sagte ich: „Ja, nach Weihnachten, ich komme wieder. Wir sind doch zwei alte Marinesoldaten. Die halten zusammen.“ Als ich in der Tür stand, drehte ich mich noch mal um, hob grüßend die Hand und rief „Ahoi“. Mit seiner hellen, samtönen, schon etwas schwachen Stimme rief er „Ahoi“ zurück. Dann lachte er auf und winkte mir zu.

In der Nacht vom Heiligen Abend auf den ersten Weihnachtstag ist er gestorben. Im Gesprächsteil unseres Buches gibt es auch eine Passage zum Thema Alter und Tod. Dieter Janz war damals Anfang neunzig, als wir mit

einander sprachen. Er war vital und gesund. Viel war von Freiheiten die Rede, wie sie erst das Alter ermöglicht, von selbstgewählten Vorhaben, von Zeit und Muße, von Begegnungen und Gesprächen, Garten- und Weinfreuden. Er war ein Pfälzer und liebte pfälzische Rieslinge. Bismarcks Lieblingswein, bedeutete er einem, wenn er eine Flasche Forster Ungeheuer entkorkte. Er hatte noch viele Pläne, und er konnte zurückschauen auf ein beträchtliches Maß an Erfüllung. Nicht nur Erfüllung in der Arbeit, auch im Leben. Gern nahm er ein Wort auf, mit dem ich ihn charakterisiert hatte, nämlich die Fähigkeit zur Freundschaft mit sich selbst. Das stützte ihn auch in seinem Beruf. Arzt zu sein, Helfer und Heiler, das war für ihn eine der schönsten Professionen, die es gab.

Jeder Beruf hat seinen eignen Zugang zur Welt und seinen eignen Fächer der Begabung und des Könnens. Das gilt für Ärzte in besonderer Weise. Aber es gilt nicht für den Patienten. In ihm bildet sich kein Können aus. Gleichwohl gewinnt er im Erleiden der Beschwerden Einsicht und Wissen. Und darauf baut ein nach der Wahrheit und dem Sinn der Krankheit suchender Arzt. Dieter Janz fühlte sich lebenslang der anthropologischen Medizin Viktor von Weizsäckers verbunden. Das Gespräch am Krankenbett gehörte hier zum ABC. Die Philosophie, die dahintersteckte, war so einfach wie verblüffend: Der Patient wisse mehr von seinem Leiden als der Arzt. Weizsäcker fasste es so: „Weil das Wesen der Krankheit ein biographisches ist, darum kann auch die Erkenntnis der Krankheit nur eine biographische sein.“ Wie aber gelangt man zu ihr? Durch Erzählen, durch Zuhören, durch Verstehen. Dieter Janz konnte das. Er war wie kein zweiter zur „narrativen Medizin“ begabt.

Das bejahende Selbstverhältnis, in dem er zu sich stand und das eine Quelle für den fast immer freien, warmherzigen Umgang mit anderen Menschen war, hat er einmal halb ironisch reflektiert: „Die Psychoanalyse sieht darin vielleicht ein Bezähmen der Angst des Scheiterns durch gewaltsame Positivität. Aber ich glaube nicht, dass es so ist. Man ist doch irgendwie geeicht auf ein gelingendes Leben. Man hat es schon als Kind erlebt, dass das Gelingen mehr Freude macht als das Misslingen, und deshalb will man kein Scheitern. Aber es gibt viele Fallen.“

Das Leben von Dieter Janz währte mehr als 96 Jahre und es hat aufs Ganze gesehen eine gute Bahn genommen. Was immer er in Angriff nahm, es schien vom Schicksal begünstigt zu sein. Daher das Gefühl großer Dankbarkeit, ein Gefühl, das bis ins Religiöse reichte. In der Traueranzeige der Familie standen die Verse Joachim Neanders: „Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, / der dich auf Adellers Fittichen sicher geführet, / der dich erhält, wie es dir selber gefällt, / hast du nicht dieses verspüret?“

Fast alle, die ihn kannten, waren der Ansicht, dass Dieter Janz zu den Menschen gehörte, denen es vergönnt war, aus dem Sonnenwinkel der Gesegneten auf das Leben zu schauen. Aber niemand anders als er wusste besser, dass nur der das Dasein versteht, der es aus allen Winkeln betrachtet. Auch das Wissen der Gescheiterten, der Gekränkten, der Verletzten und Verfluchten hat Anteil an der Wahrheit. Darum suchte dieser heitere Mann das Gespräch, wo immer es möglich war. Es war ihm eine unentbehrliche

Quelle der Erkenntnis und Selbsterkenntnis. Er liebte es zu fragen und gefragt zu werden. Er hatte Freude am Antworten. Doch es gab auch Gebiete, in denen er frage- und antwortscheu war. Eines davon war der Tod. Zu ihm stand er in einem im Grunde schweigenden Verhältnis.

Anfang Oktober 2016 war bei ihm ein Tumor in der Lunge festgestellt worden. Der Zufall wollte es, dass ich ihn kurze Zeit darauf besuchte. So war ich der erste, mit dem er außerhalb der Familie darüber sprach. Er stand noch ganz unter dem Eindruck des Bescheids und schilderte seine Lage mit gebotenem Ernst. Als Arzt wusste er, was getan werden konnte und was nicht. Aber in diesem Fall war er nur Patient. Es beeindruckte mich, wie er sprach. Als wir mit dem prekären Thema durch waren, stand er auf, ging ein paar Schritte im Zimmer auf und ab und sagte: „So, jetzt haben wir über meinen Tod gesprochen.“ Und mit was für Augen er mich dabei ansah! Als schiene es ihm, gerade etwas außerordentlich Bedeutsames ge-

sagt zu haben. So bedeutsam, dass er selbst es kaum glauben konnte. Als wäre sein Tod im Schöpfungsplan nicht vorgesehen. Das war ein geradezu goethischer Zug an ihm. Goethe war ein Todesflüchter. Er mied entsprechende Gespräche. Der Tod war ihm eine durch und durch zerstörerische Macht, und nichts war ihm mehr zuwider als Zerstörung. Besonders in ideeller Hinsicht. Dass der Tod den Körper aus der Welt schaffte, mochte noch angehen. Dass er aber das Gehirn, das Wunderwerk des schöpferischen Geistes, destruierte, war ein Skandal. Goethe wollte dergleichen für sich nicht anerkennen, und er suchte noch im hohen Alter nach einem Ausweg in die Unsterblichkeit.

Soweit ist Dieter Janz nicht gegangen. Die Religion, das Christentum, hat ihm geholfen, sich am Ende auszusöhnen mit dem eignen Tod. Und Theologie und Glauben waren es auch, die ihm eine Weisheit des Menschenverstehens zuspielten, der man im Arztberuf heute nur noch selten begegnet.

Mechthilde Kütemeyer

7. Dezember 1938 – 8. Oktober 2016

Versuch einer Erinnerung¹

Von Wilhelm Rimpau

Über Mechthilde Kütemeyer in der Vergangenheitsform zu sprechen, fällt mir sehr schwer.

Ich erinnere einen ihrer vielen Weihnachtsbriefe, die sie Jahr für Jahr an einen Kreis nahestehender und befreundeter Menschen schrieb. Aus Anlass der Jahrtausendwende, also Weihnachten 1999, schickte sie

uns eine berührende und eindringliche Meditation zu einem sehr besonderen Bild. Es stammte aus einer kleinen romanischen Basilika im Kanton Graubünden. Diese im 12. Jahrhundert erbaute Kirche St. Martin im Schweizerischen Zillis mit ihrer faszinierenden Deckenmalerei wurde für sie zum Wallfahrtsort auf dem Weg der lebenslangen Suche nach dem Kern und eigentlichen Wesen des Heilwerdens der ihr anvertrauten Kranken. Bei dem ausgewählten Bild geht es um eine Szene, wie sie im Matthäus-Evangelium Kapitel 18, Vers 16 berichtet wird: „... und er trieb die Geister aus mit Worten und machte allerlei Kranke gesund.“ Ich zitiere ein Stück aus ihrem Brief, der unter dem Titel „Heilungsmuster“ stand.

„Dichter und Maler können die Vorgänge der Befreiung und Heilung oft am besten darstellen. In der Deckenmalerei der Kirche St. Martin in Zillis am Hinterrhein, einer romanischen Basilika aus dem 12. Jahrhundert, werden auf 153 Tafeln Leben und Heilungen Jesu erzählt, wobei nicht nur das Gesundwerden und Heilen, sondern auch

Muster, Gesetzmäßigkeiten des Heilwerdens und Heilmachens sichtbar werden. Der Bedürftige – manchmal auch ein Fürsprecher – bringt seine Not impulsiv zum Ausdruck, er wirft sich auf die Erde, ergreift gierig den Fuß des Heilers. Der Heiler selbst ist alles andere als gierig zu helfen, er macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand, zieht energisch seinen Mantel zur Seite, wie eine schützende Mauer zwischen sich und den Bittsteller (mit der linken Hand, die die Schriftrolle hält – das Wissen um die Gesetze hilft, die notwendige Distanz zu halten). Immer findet sich ein auffälliger Abstand zwischen dem Heiler und dem Kranken, der nie mit der Hand berührt wird, um so mehr mit dem Blick. Auch der Kranke geht auf Distanz – der Körper, die Füße, die Beine, noch mehr die Arme, sind vom Heiler abgewendet –, als ob er sich umdrehen und weglaufen wollte. Der Kopf, dem Heiler zugewendet, ist nach rechts gedreht; die ganze Gestalt wirkt hin- und hergerissen.

Das Heilen geschieht immer vor einem Zeugen, der aufmerksam aus dem Hintergrund

1 Es kommen hier die eher persönlich gehaltenen Worte der Erinnerung zum Ausdruck, wie sie der langjährige Weggefährte von Mechthilde Kütemeyer, der Berliner Neurologe Wilhelm Rimpau während der Mitgliederversammlung am 13. Oktober 2017 in Lutherstadt Wittenberg vortrug. Leider konnte das so eindringlich von Mechthilde Kütemeyer vorgestellte Bild aus der Kirche St. Martin in Zillis wegen unklarer Rechtsverhältnisse hier nicht abgedruckt werden. Eine Würdigung ihrer Verdienste um die Etablierung der anthropologischen Medizin in der aktuellen klinischen Praxis folgt in der nächsten Ausgabe der Mitteilungen.

die Szene verfolgt und durch seine noch größere Distanz zum stillen Helfer wird. Der Schutz, die doppelt garantierte Distanz, ist offenbar besonders wichtig beim Heilungsgeschehen. Der Kranke, so scheint es, ist gefährlicher als der Teufel. Dem Teufel, dem Versucher gegenüber – eine Tafelreihe höher – zeigt der Heiler zwar auch die abwehrende Handbewegung, aber nicht das abgrenzende Zur-Seite-Ziehen des Gewandes. Die inneren ‚Teufel‘, die bösen Introjekte, sind gefährlicher als der Versucher von außen. Dem großen Außenteufel kann der Heiler allein gegenüber treten, sich seiner ohne Helfer erwehren, für die Innenteufel braucht er den Zeugen, den Mitwisser.

Und dann geschieht das Aufregende: die bösen Geister verlassen den Kranken durch den Mund. Der Kopf ist verdreht und angehoben, so dass die Innenteufel nach oben entweichen können. (...) In der unscheinbaren Kirche können die Heilmeister (Ärzte, Psychotherapeuten) lernen, wie die Heilung einigermaßen gut gelingen kann, ohne Schaden für den Heiler. Der Heiler ist kein Macher, kein Bewirker, Täter oder Wunder-täter, er ist ein Wahrnehmender, mit allen Sinnen Aufnehmender.“

Von und mit Mechthilde haben wir gelernt, dass „Erzählen eine Spur zum Schmerz“ ist oder auch ein „Medikament bei Wundheilungsstörungen“ sein kann. Noch schlichter und drängender ihre Ermahnungen zur Sprech-Stunde: „Die Medizin braucht eine Aufwertung des weiblichen Denkens und

Handelns, sie braucht ein Anti-Hybris-Mittel. Die Medizin braucht Übersetzer der Körpersprache, sie braucht eine Verfeinerung der Wahrnehmung und eine Kunst der Langsamkeit. Sie braucht eine ‚moralische‘ Physiologie und Pathologie, ja und sie braucht schließlich auch eine Heilungslehre.“

Es bleibt ein Geheimnis, aber der letzte lange Abend ihres Lebens war geprägt und ausgefüllt von einem Rückblick und einer großen Nachdenklichkeit, markante und wegweisende Situationen kamen plötzlich zu Bewusstsein. In Begleitung von Erik Boehlke und Roland Schiffter bin ich von Berlin kommend am Spätnachmittag vor Beginn der letztjährigen Tagung unserer Gesellschaft in Heidelberg fast genau vor einem Jahr bei ihr in Neckarhausen eingetroffen. Auch Heinrich Müldner, seit frühesten Heidelberger Jahren mit der Familie Küttemeyer befreundet, war für eine kurze Zeit dabei. Wir fanden Ruhe bei einem improvisierten Abendessen und erinnerten uns an die erste Begegnung in Heidelberg bei einem Seminar von Wilhelm Küttemeyer und Reinhart Koselleck. Es ging um den Versuch einer sprachlichen Darstellung der Erfahrungen in der Zeit des Nationalsozialismus. Die von Viktor von Weizsäcker entworfene „biographische Methode“ sollte mit den historiografischen Methoden der Geschichtswissenschaften in einen Zusammenhang gebracht werden. Doch vermutlich war es noch zu früh für einen solchen Versuch, das Seminar scheiterte an widerstreitenden Erfahrungen und hartnäckig vertretenen Positionen.

Besonders eindrucksvoll war eine andere Erinnerung: der von Heinrich Hübschmann angestoßene Prozess um Anerkennung eines Facharztes für „Innere- und Erinnerungsmedizin“ – hinzu kamen Gespräche über die vielen Begegnungen mit dem engen Freund Wilhelm Küttemeyers, dem jüdischen Dichter Werner Kraft und meinem späten Besuch bei seiner Tochter in einem israelischen Kibbuz. Auch die Konflikte von Mechthildes Vater mit der Medizinischen Fakultät der Heidelberger Universität und ihre großartige Dissertation bei Eberhard Seidler zur Medizinischen Anthropologie als einer „neuen Wissenschaft“ kamen zur Sprache – all dies füllte diesen langen Abend. Nicht zu vergessen, die besondere Form der Supervision, die Mechthilde und einige von uns bei Clarita Trott zu Solz suchten und fanden. Die angesehene und stolze Witwe des nach dem 20. Juli 1944 ermordeten Widerstandskämpfers war für uns ein wichtiger Lebenshalt. Sie war verbunden mit den sogenannten „Imshäuser Gesprächen“ – einer der vielen moralischen Aufbrüche nach dem Kriegsende, an dem auch Wilhelm Küttemeyer maßgeblich beteiligt war.

Am nachfolgenden Tag erschütterte uns Peter Achilles mit der furchtbaren und unglaublichen Nachricht, dass Mechthilde Küttemeyer plötzlich und völlig unerwartet verstorben sei. Er war während der Weizsäcker-Tagung als Gast in ihrem Haus und fand nach seiner Rückkehr von der Tagung die Tür verschlossen.

Impressum

Verantwortlich für diese Rubrik:
Peter Henningsen, München

Redaktion:
Rainer-M.E. Jacobi, Bonn

Korrespondenzadresse:
Rainer-M.E. Jacobi
Medizinhistorisches Institut
der Universität Bonn
Sigmund-Freud-Str. 25
53105 Bonn
Tel.: +49 228 287 1500
Fax: +49 228 287 1506
E-Mail: rme.jacobi@vwwg.de